

Aalener Jahrbuch 1994

Herausgegeben vom Geschichts-
und Altertumsverein Aalen e.V.

Bearbeitet von Karlheinz Bauer

Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Helene Schubart

Das Leben einer schwäbischen Dichterin

Günther Currlé

Es geht ein Brief von Geislingen nach Aalen. Er lautet:¹

„A Monsieur

Monsieur Schubart,

Ministre de la Parole de Dieu a Aalen.

Geliebteste Eltern!

Ganz unvermutet habe ich mich gestern zum Heiraten entschlossen und nun schicke ich einen Extraboten, um den Konsens der lieben Eltern einzuholen. Es ist die jüngste Tochter des hiesigen Herrn Oberzollers mit Namen Helene Bühlerin, eine geschickte und tugendhafte Jungfer, 19 Jahre alt, nicht allzu reich, aber von einer Familie, die mein Glück auf die Zukunft vergrößern kann. Der hiesige Herr Stadtschreiber ist des Herrn Oberzollers Bruder, ein Mann, von dem meine Besoldung abhängt und von vielem Gewicht. Auf den Sonntag oder acht Tage darauf werde ich meine erste Predigt tun, weil ich die Freiheit zu predigen von Ulm aus erhalten habe. Der alte Röbelen liegt so krank darnieder, daß er wohl schwerlich mehr acht Tage leben wird ... In so wichtigen und interessanten Umständen meines Lebens befehle ich meine Wege Gott, er wird's wohl machen. Daneben bitte ich um den Beistand meiner Eltern, den ich aber unverzüglich erwarte. Ich befehle mich Ihrer Liebe und bin der lieben Eltern gehorsamer Sohn

Geislingen, den 6. November 1763.

Christian.

Der Bot[e] ist bezahlt.“

Der Christian, man merkt's, hat's eilig. Der Bote, bezahlt, wartet; die Eltern müssen gleich antworten, positiv natürlich. Kaum im Städtchen, hat Schubart dem Oberzoller Bühler seine Aufwartung gemacht, nachdrücklich, wie erzählt wird:² Er kommt am Nachmittag ins Haus (den alten Zoll), bleibt den ganzen Abend, und als es Nacht wird, ist er immer noch da. Ein Teil der Familie geht zu Bett, der alte Bühler nickt verschiedentlich ein. Stumm und regungslos verharret Schubart in der Stube. Man glaubt, er schlafe, man wagt es nicht, den Herrn Präzeptor zu wecken. Es schlägt 12 und Schubart richtet sich auf: „Herr Oberzoller, ich bekomme heute noch eine Frau. Die ist es, welche mir den Gruß aus Gmünd geschickt hat, ihre Helene.“ Bühler verspricht eine Antwort bis zum Morgen, Schubart geht endlich. Nach Beratung mit dem Gevatter

gibt Bühler Schubart sein Ja-Wort. An diesem Tag, so der Chronist, „wurde im Hause Bühler zum erstenmal Kaffee getrunken aus Tassen, die vom Gevatter entlehnt worden waren“. Offenbar hat Schubart die Helene Bühler zum erstenmal gesehen, als er nach Geislingen kam. Bis dahin kannte er sie nur vom Hörensagen – sie hatte den erwähnten Gruß über einen Musikanten aus Geislingen ausrichten lassen, als sie mit ihrer älteren Schwester, der Weißroßwirtin Allgöwer, den Flachsmarkt in Gmünd besucht hatte.

Eine kurzentschlossene Tat, ein Wagnis allemal, aber typisch Schubart ist diese Heirat. Schon am 10. Januar 1764 wird geheiratet, drei Tage vor Helenes 20. Geburtstag. Schubart ist knapp 25 und hat nach wilden Jahren des Studierens und sporadischer Aushilfstätigkeiten gerade eben seine erste feste Stelle angetreten. Die Heirat soll ihn offenbar unter den Honoratioren des Städtchens etablieren.

Der junge Schulmeister ist optimistisch, die Frau beschreibt er viele Jahre später, aus dem Kerker Asperg heraus, so:³

„Sie ist ein Weib geraden und einfältigen Herzens, zur Demut und Niedrigkeit gewöhnt, häuslich, geschickt zu allen Verrichtungen der Hausmutter; sie liebt nach Grundsätzen und nicht nach vorüberrauschenden sinnlichen Eindrücken; sie empfand gleichsam mit dem Verstand, der bei ihr ungemein richtig, scharfblickend und die beständige Leuchte ihres Lebens war. Ihre Leidenschaften lagen tief versteckt, wie angefesselt vom Verstande; wenn sie sich aber zeigten, so waren sie heftiger als bei mir selbst und sie konnte sich durch nichts als durchs Gebet helfen. Ihr Herz war immer zum allgemeinen Wohlwollen gestimmt, dem Mitleid geöffnet, Bruder- und Schwesterliebe ausgießend, stark den Anblick des Elends auszuhalten, der ihre Lieben traf und zu einer Mütterlichkeit gebildet, die alle Minuten bereit war, ihr Leben dem Glück ihrer Kinder aufzuopfern. Sie war ihrer vaterländischen Religion einfältig zugehan, liebte die gemeinen redlichen Leute mehr als die in Weltglanz gekleideten, dabei war sie doch eine Feindin aller Niederträchtigkeit. Eine schwarze Wassersuppe, selbst verdient und im Kreise ihres Mannes und ihrer Kinder gegessen, war ihr lieber als die Ehre an der fetten Tafel eines reichen Wollüstlings zu schmarotzen. Stille, häusliche Seligkeit, ruhiger Besitz eines kleinen, rechtmäßig erworbenen Eigentums, zuweilen ein goldener Zirkel von ihren Verwandten und Freundinnen um sie her; ihre Kinder versorgt und glücklich zu wissen, und einst mit Gott versöhnt in den Armen ihres Mannes zu sterben, das war alles, was sie sich wünschte; alles Übrige war ihrer genügsamen Seele Überfluß und Greuel.“

Sicherlich ein im Rückblick eingefärbtes Bild, denn was an bürgerlichem Biedersinn und Hausmütterchenflair rühmend erscheint, war Schubart, in der Geislinger Zeit zumindest, zutiefst zuwider. Da ist die andere Äußerung schon treffender:

„Man sieht aus dieser Schilderung“, fährt Schubart nämlich fort, „daß sich mein Weib durch ihre Verheiratung nicht glücklich machen konnte. Es war die Verbindung des



Helene Schubart geb. Bühler (1744–1819).

Sturmes mit der Stille, der feurigen Torheit mit der abgekühlten Vernunft, der Anarchie mit der Ordnung.“⁴

Der Bühler-Clan, so nenne ich ihn, war bürgerlich-rechtschaffen, prosaisch, jeder höheren Bildung ermangelnd, mithin literarisch absolut uninteressiert. Die Neigungen des Schwiegersohnes mußten dem alten Bühler höchst suspekt vorkommen, und es kommt nicht von ungefähr, daß Schubart sich beklagt, die Verwandtschaft sei, während er Schule hielt, in seine Wohnung eingedrungen, habe Briefe erbrochen und Bücher, von denen sie vermuteten, sie seien noch nicht bezahlt, kurzerhand zurückgeschickt.⁵

Da ist der phantasievolle, wilde Schubart, mal gerührt, schnell verführt, schnell bußfertig und ebenso schnell rückfällig, unternehmend, aber nicht beharrlich, eine literarische Karriere im Auge habend – hatte er nicht schon vor Amtsantritt den Ulmer Behörden erklärt, er gedenke sein „fernere Glück niemals in Schulmeistersgrenzen einzuschränken“?! Auf der anderen Seite der Bühler-Clan – und Helene, die brave, gediegene, stille Helene mittendrin, in all den Jahren dieser Ehe war sie wohl, zumindest in den Geislinger und Ludwigsburger Jahren, mehr zwischen den Fronten als eindeutig auf Seiten des Ehemannes.

Aber zunächst geht ja alles gut. Das junge Paar bezieht eine Mietwohnung in der Schloßgasse: das heutige Schubarthaus. Im oberen Stock sind zwei Wohnungen, die nach hinten, zum Stadtgraben hin, ist die Schubartsche. Es gibt ein Gärtchen, der Blick geht zum Mühltor, auf die untere Vorstadt, hinüber zum Tegelberg. Idylle pur. Das junge Eheglück scheint vollkommen, zumal im Februar 1765 der Sohn Ludwig zur Welt kommt. Doch im März des gleichen Jahres schreibt Bühler einen ellenlangen Brief an Schubarts Vorgesetzte in Ulm, worin er sich über dessen Lebenswandel beklagt und Maßnahmen gegen den „grober Exzesse“ beschuldigten Tochtermann fordert. Da liest man denn:⁶

„Männiglich bekannt und erweisliche Sachen seien es, daß er sein Weib, welches zu hausen begehrt und sich ohne Magd behilft, etliche Tage vor ihrer Niederkunft also traktieret, daß sie blaue Augen in die Kindbett gebracht und daß er zwei Tage vor dieser Niederkunft (auf Veranlassung seines Bruders) auf Kuchen gefahren, dann durch die Ortschaften gejohlet und nachher das Weib nebst ihrer Schwester zum Haus hinaus gejaget, letzterer auch Beulen beigebracht und sie blutrünstig geschlagen, ja sogar zum Zeichen seiner Tollheit eine Kunkel in den Stadtgraben hinausgeworfen.“

Schubart, den der Schuldienst und seine mißliche finanzielle Situation immer mehr niederdrückt, beklagt sich seinerseits, er sei „eingekerkert durch den Despotismus (seiner) Frau und der Verwandten“, er nennt sich den „Sklaven seines Weibes und seines Schwehers“.⁷ Man kann sich vorstellen, wie Helene angesichts der dauernden Klagen und Vorwürfe von Seiten der Verwandtschaft, aber auch von Seiten des Ehemannes zumute gewesen sein muß. Schubarts Eskapaden zu ertragen, geht ihr an den Nerv, sie wird krank. Im Juli 1766 stirbt der kleine Sohn Johann Jakob, gerade einen

Monat alt, und da ist immer und immer die Harschheit und Sprunghaftigkeit des Mannes. „Ein Mensch“, heißt es in einem Brief Schubarts aus dieser Zeit⁸, „der eine Frau hat, die zugleich seine Magd ist, der unter liederlichen Arbeiten keucht etc..., der endlich, um den Kelch des Elends und der Niedrigkeit bis auf den Hefen auszusaufen, keinen Freund um sich hat, dem er seinen Jammer klagen kann, der Mensch sollte noch beneidet werden können?“ Briefliche Äußerungen Helenes aus der Geislinger Zeit fehlen – man ist auf Vermutungen angewiesen.

1767 gibt es aber wieder Freude im Hause Schubart: Die Tochter Juliane kommt zur Welt. Doch ein Jahr später bringt eine Fehlgeburt Helene an den Rand des Todes. Schubart hat seine Fühler ausgestreckt, er will dem Geislinger „Schulkerker“ entfliehen. Ludwigsburg lockt – verständlich eigentlich, daß der Schwiegervater alles unternimmt, um Schubarts Weggang zu verhindern. Er sieht, wie übrigens Schubart selbst auch, die Gefahren, deren sich einer wie er im schwäbischen Versailles aussetzen würde. Es gelingt Bühler, die Tochter gegen den Ehemann aufzubringen, Schubart verliert die Fassung, schlägt die Frau. Aus einem Brief Schubarts an den Schwager Böckh in Esslingen:⁹

„Die Ursache des ganzen Streits ist der Widerwille meines Schweh[e]rs gegen diese Veränderung. Aus diesem Grunde lebte ich mit meiner Frau in beständigem Verdrusse, bis mich endlich die Hitze verleitete, meinem Weibe einige Ohrfeigen zu geben. Worauf dann mein Schwiegervater mir ins Haus brach, wider alle Gesetze Weib und Kinder mit sich fortschleppte, mich verklagte und von Eh[e]scheiden und allem demjenigen sprach, was die Wut einem Barbaren eingeben kann. Der H[er]r Obervogt in Geislingen sprach ihm zu, sich zu versöhnen, aber er war taub und grausam genug zu fordern, man sollte mir alles arretieren und mich, wie ich ging und stand, fortlassen. Mein Weib kam den Tag vor meiner Abreise nachts vor mein Bette, warf sich vor meine Füße und bat mich mit verzweiflungsvollen Tränen, sie und meine Kinder nicht zu verlassen, sie wollte mit mir selbst das größte Elend einem Glücke ohne mich vorziehen. Ich umarmte sie und wir versiegelten unsere Liebe mit den ernsthaftesten Versicherungen. Ich ging noch weiter und schrieb meinem Schweh[e]r ein Billet zu, worinnen ich ihm mein ganz ausgesöhntes Herze darbot und ihm zu verstehen gab, daß ich nichts verlangte als mein Weib und meine Kinder.“

1769 verläßt Schubart Geislingen, ohne die Frau, ohne die beiden Kinder. Die Schwierigkeiten der Geislinger Zeit sollten sich in Ludwigsburg vervielfachen. Zwar versöhnten sich die Eheleute und Schubart mit dem Schwiegervater, und die Familie zieht nach Ludwigsburg, aber Schubart wirft alle guten Vorsätze schnell über Bord. Für Helene beginnt eine schlimme Zeit. Sie flieht ins Gebet, dafür vom Mann noch verspottet, sie wird krank. Am 16. April 1770 kommt Friedrich Gottlieb zur Welt, am 8. Oktober des gleichen Jahres stirbt er. Die Kinder erkrankten an Blattern, kommen aber davon, Helene selbst wird erneut krank. 1771 geht sie nach Geislingen, wo sie sich erholt und von wo sie wieder nach Ludwigsburg zurückgeht. Die Lage Schubarts wird

immer kritischer, die Vorwürfe gegen ihn dringen bis nach Geislingen: Der alte Bühler zieht die Konsequenzen und holt die Tochter mit den beiden Kindern heim nach Geislingen.

Die folgenden Briefe Schubarts an Böckh spiegeln nicht nur die Situation wider, sondern geben auch ein Charakterbild Schubarts und zeigen, wie die Ehe mit Helene war bzw. was sie nicht war:

„An Christian Gottfried Böckh

[Esslingen, Dezember 1771]¹⁰

Bester Schwager,

Meine Situation ist so verzweifelt, daß ich es nicht wagen kann, dir aufzuwarten. Heute früh versehe ich mein Amt, ich arbeite, ich nehme hundert Neujahrsbestellungen an, komme nach Haus, und Bett, Weib und Kinder sind weg. Ohne zu essen, setzt[e] ich mich zu Pferd und konnte bis hier ihre Spur nicht finden. Ein Weib, die ihren Mann verlassen kann, verdient keinen Seufzer, aber Himmel! meine Kinder! Bester Schwager! Lebe wohl; ich habe viel verdient, aber nicht so viel! [...]

Ich umarme dich und meine Schwester mit Entzücken und bin ewig
Dein Freund Schubart.“

„Ludwigsburg, den letzten Tag des 1771ten J.¹¹

Bester Schwager,

Am letzten Tage des Jahrs, welches sich so grausam vor mich endigte, erhalte ich deinen Brief, der mir zwar lieb war, ob ich deine Person gleich noch lieber gehabt hätte. O, in welcher Situation triffst du mich Armen an? Einsam, von allem, was ich liebe, verlassen. Meine Laster strahlen mir nunmehr durch ihre Folgen ins Gesicht. Ich stehe betäubt am Rande des Abgrunds und zittere [...]

Mein Weib schwebt mir immer mit ihren Tränen und Seufzern so vor Augen, daß ich nicht schlafen, nicht essen, nicht studieren und nicht denken kann. Ich weiß, daß ich sie oft schwer beleidiget habe; Gott aber und sie werden es mir verzeihen. Ich bin schon oft vor ihr leergelassenes Bette niedergefallen und habe den Himmel vor mich, vor sie und meine Kinder um Erbarmung angefleht. Ach, mein Herze – (Gott lasse meine Buße und meine Tränen vergeblich sein, wann ich die Unwahrheit rede!) – mein Herze besaß mein liebes Weib immer ungeteilt und soll es auch ewig so besitzen [...] Wann du an mein Weib schreibst, so sag ihr nur, daß ich mich zwar auf ihr Verlangen von ihr auf ewig trennen wolle, aber daß ich ewig unglücklich sein werde. Doch will ich die Ruhe ihres Lebens erleichtern; ob sie mich gleich geschimpft, beraubt (ach! meiner lieben Kinder beraubt!), verlassen, zum Märchen des ganzen Landes gemacht und meine ärgste Feindin ist, so will ich doch gerichtlich darum bitten, daß man ihr meine ganze Besoldung zu ihrem und meiner Kinder Unterhalt zuschicke. Sie soll niemand zur Last sein; ich will sie mit Geld und Kleidern vor sie und ihre Kinder versehen. Ich habe ihr zum Christkindlein ein langes Kleid wollen machen lassen, und nun liegt mir der Zeug auf dem Halse, und ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll [...]

In meiner Ökonomie sieht es verstört aus. Was ich nicht esse, das essen andere. Ich muß mir wirklich [ein] Bett kaufen; dann meine Frau hat mir nicht einmal ein Leilach [= Leintuch] gelassen. Mein Kraut, Wein, Erdbirn, Schmalz und andre Dinge sind nunmehr ein Raub vor Fremde, und mein Weib und Kinder suchen mit Betteln das, was hier rechtmäßiger Weise ihr Eigentum gewesen wäre [...]

Ich umarme dich und bin mit beklemmtem Herzen

Dein Freund Schubart.“

„Ludwigsburg, den 3ten Jenner 72¹²

Bester Schwager,

Je mehr ich dem Schritte meiner Frau nachdenke und je mehr ich mich mit meinen großen Gönnern davon bespreche, je mehr sehe ich ein, daß er ein Gewebe von Weiberlist, Bosheit, Heuchelei, Betrug und heimtückischem Wesen war. Gestern fand mein Hauswirt zuoberst unter dem Dache mein Bette, meine Oberhemder, Zinngeschirr und einen ganzen Korb voll Flachs, worin bereits die Mäuse genistet hatten. Lieber wollte sie ihre Sachen verderben lassen, als sie mir zur Verwahrung geben. Sogar meine silberne Schuhschnallen hat sie mitgenommen, um vielleicht ihrem Weißgerber oder Barbierer ein Präsent damit zu machen. Von dem Professor Haugen, der nach seinen bekannten christevangelischen Gesinnungen das meiste zur Flucht meiner Frau beigetragen, hat sie 10 fl. und vom Schuhmacher Hofmeister 6 fl., von meinen Hausleuten aber 2 fl. 15 xr. dazu entlehnt. Eh sie von hier abreiste, hat sie mich allenthalben verlästert und in der letzten Nacht meine Karessen mit einem niedergeschlagenen Auge erwidert. Nachdem sie mein Haus ausgeplündert, so betrog sie meine liebe Kinder und schleppte sie in die Kutsche. So entschlich sie nach Geislingen, wie eine böse Tat zur Hölle. Ihren Brief, worinnen sie ewig von mir Abschied nahm, beantwortete ich so, wie man den Brief einer Betrügerin beantworten muß. – Also das Resultat:

Eine Frau, die alle sechs Wochen kommuniziert und ihren Stark ganz gelb gegriffen hat, wird von ihrem Manne beleidigt. Der Mann, nachdem er den Rausch ausgeschlafen, hört ihren Verweis geduldig an und bittet sie wehmütig um Verzeihung. Aber nein! Sie entschließt sich als eine fromme Christin zur Rache, schreibt ihrem Vater, der unter Zollexekutionen ein Barbar geworden, breitet seine scheußliche Antwort allenthalben aus, verleumdet, stiehlt, verträgt, lauert, ist heimtückisch, verachtet ihren Mann, betrügt die Kinder, macht Schulden und überläßt sich der Barmherzigkeit eines Vaters mit grauem Kopfe, der sieben Kinder und etwa ein paar tausend Gulden im Vermögen hat. Geht dann in ihrer Vaterstadt im Salopp als ein Scheusal herum, beklagt ihre Kinder, die sie doch elend gemacht hat, und geht, als eine fromme Abgeschiedene, mit dem christlichen und menschenfreundlichen Gedanken schwanger, den Vater ihrer Kinder vom Brot ins Zuchthaus oder, so Gott will!, gar an Galgen zu bringen [...]

Verzeihe mir es, Bruder, daß mein Brief etwas anders lautet als der vorige. Das Nachdenken hat mich abgekühlt und ich denke eine Unwürdige zu lieben, wann ich länger

meine Frau lieben würde. Zwar kostet es mich Überwindung, aber selbst die Weisheit gebietet, sie zu vergessen.

Meine Ökonomie sieht so ziemlich aus. Ich schreibe Einnahme und Ausgabe auf, ich esse wenig, trinke wenig, versehe mein Amt, bleibe zu Haus und bitte Gott um Gnade, Wahrheit, Ordnung und Licht in die Seele. Er wird auf meine Tränen schauen und mich nicht verlassen, wann mich eine Verräterin verläßt.

Ich bin ewig Dein Freund Schubart.“

„Ludwigsburg, den 22ten Febr. 1772¹³

Liebster Schwager,

[...] Tausendmal hab ichs schon gesagt und wiederhole es noch tausendmal, daß mir meine Frau zu aller Zeit willkommen sein wird. Mein Brot soll ihr Brot und mein Schicksal das ihrige sein. Aber daß ich wie ein Wurm zu ihren Füßen fallen und sie um die Gnade flehen soll, sich wieder zu mir zu begeben, das verbietet mir die Vernunft und selbst die Würde des Mannes. Verdammt sei mein Herz, wann es Weib und Kinder vergessen könnte! [...]

Schubart.“

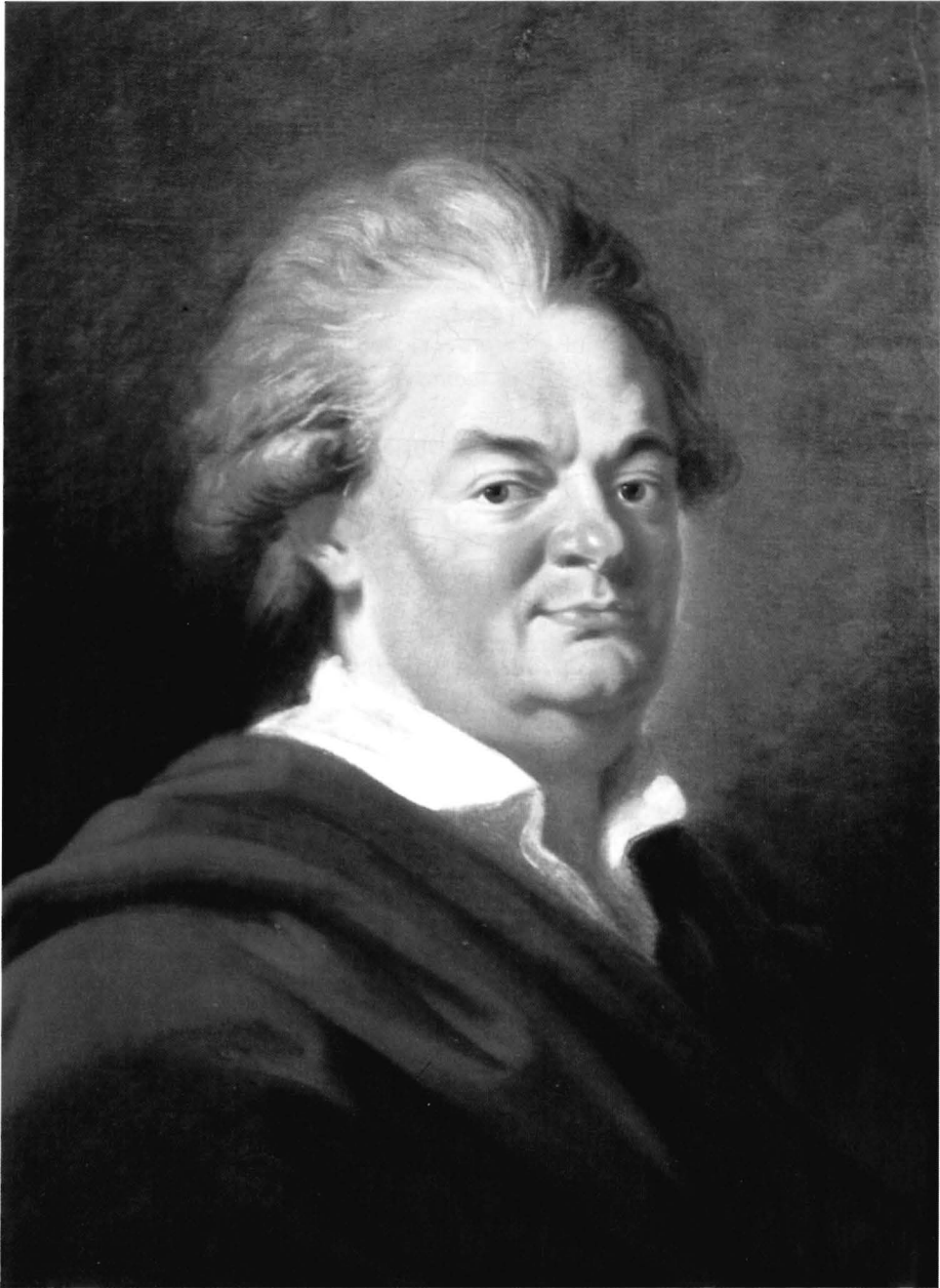
„Ludwigsburg, den 13ten März 1772¹⁴

Bester Schwager,

Die neue Verbindung mit meiner Frau war alles, was mein Herze wünschen konnte. Aber kaum hatt[e] ich mich von den ersten Entzückungen unserer Wiedervereinigung erholt, so empfand ich schon wieder den Druck meines Schicksals mit verdoppelter Schwere. Mein liebes Weib ward krank, und zwar auf eine Art, die sie zu einem Marterbilde macht. Ihre Nerven haben durch anhaltenden Kummer gelitten, und sie ist schon seit acht Tagen untüchtig, mir und meinen Kindern ihre zärtliche Sorgfalt zu schenken. Sie leidet fast an allen Sinnen, und belastende Müdigkeit drückt ihre Glieder. Wie zerreißt dieser Anblick mein Herze! Ich tröste sie, ich bete mit ihr, ich seufze und weine bald um Hilfe zu Gott und bald um Rettung zu den Menschen. Laut schlägt mein Gewissen empor, wann ich denke: Vielleicht bist du der unselige Urheber ihrer Schmerzen [...]

Anfang März 1772 kommt Helene mit den Kindern nach Ludwigsburg zurück. Sie erkrankt wieder, leidet unter der Untreue ihres Mannes, der schließlich im März 1773, der Stadt und des Landes verwiesen, ohne die Familie abhaut. Helene und die Kinder gehen zurück nach Geislingen, wo Mutter und Bruder der Schubartin krank darniederliegen. Sie pflegt sie gesund, wird dann selbst schwer krank, erholt sich wieder, sorgt rührend für die beiden Kinder Julchen und Ludwig, deren Fortschritte sie mit Stolz registriert, derweil sich Schubart in der Weltgeschichte herumtreibt. Von Mannheim über München kommt er nach Augsburg, wo er die Herausgabe der „Deutschen Chronik“ beginnt, dann nach Ulm. Anfang 1775 sieht er nach zwei Jahren die Familie wieder. In seinen Lebenserinnerungen liest sich das so:¹⁵

„... fuhr ich nach Geislingen, um nach zwei Jahren meine Gattin wieder zu sehen. Ich



Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791).

trat ins melancholische Zimmer, wo sie kränkelnd am Nähpulte saß und Wünsche für meine Wohlfahrt träumte. Sie fuhr auf, als sie mich sah, streckte die verlangenden Arme nach mir aus und verstummte, bleich wie eine Leiche. 'Da hast du deinen Herumschwärmer!', sagt' ich und warf mich in den Sessel: 'O, 's ist gut, daß du nur da bist!', erwiderte sie im zärtlichsten Ton der Liebe. Sie weinte und ich saß wie ein Stock, gegen Donner und Regen abgehärtet. 'Willst du mit mir? Sag's, ich bin nun in Ulm. Der Sturm hat mich auch aus Augsburg gejagt. Was ich hab', ist dein!' 'O ja, ich will mit dir, und nur der Tod soll uns zum zweitenmal scheiden.' Sie führte meine Kinder herein. 'Nun dürft ihr nimmer mit eures Vaters Porträt reden, da ist er selber!' 'O Papa, Papa!', zitterten mir die Stimmen der Unschuld entgegen. Gerechter Gott, wie kannst du einem Unwürdigen, einem Empörer ein so zärtliches Weib und so unschuldige Kinder anvertrauen? War's etwa zu meinem Gerichte? Ha, zu meinem Gerichte?!“

Die glücklichste Zeit, auch und gerade für Helene, beginnt. Bis am 23. Januar 1777 alles endet: Schubart wird in Blaubeuren verhaftet und auf den Asperg geschafft. So viel Helene mit Schubart zu leiden hatte, so viel mehr hat sie nun ohne ihn zu erdulden. Aus ihren und Schubarts Briefen wissen wir vieles. Karl Eugen will ein Erziehungswerk tun. „Sie soll einen gebesserten Mann bekommen“, sagt er ihr, was sie sicher nicht nur wünschte, sondern vielleicht sogar glaubte. 200 Gulden Jahresgehalt zahlt der Herzog an Helene, Ludwig wird in die Hohe Karlsschule aufgenommen, Julie kommt an die Stuttgarter Akademie. Für die Familie ist insoweit gesorgt, sollte man denken, geht man nur vom Materiellen aus. Helene zieht von Ulm nach Stuttgart. Sie darf zunächst zweimal in der Woche an Schubart schreiben, er aber nicht an sie. So ist sie auf indirekte Mitteilungen durch den Festungskommandanten Rieger vom Asperg angewiesen – und diese lauten beruhigend, dem Mann gehe es gut. Wie schlecht er tatsächlich dran ist, kann sie allenfalls ahnen, denn man erfährt ja einiges von jenen, die schon „oben“ saßen und inzwischen wieder in Freiheit sind. Helene tut alles, um dem Mann zu helfen. Helfen heißt vor allem: um seine Freilassung kämpfen. Seelischen und materiellen Beistand erhält sie dabei vor allem von Schubarts Freund Miller aus Ulm, einem Schriftstellerkollegen. Eine Audienz beim Herzog 1779 (Schubart ist da schon zwei Jahre in Haft) ergibt nichts, Helene wird erneut krank. Am 24. September 1779 schreibt sie an Miller:¹⁶

„Kürzlich war ich dem Tod sehr nahe, ein hitziges Fieber überfiel mich, zugleich bekam ich eine Geschwulst am Kopf und Hals bis auf die Brust, so daß ich keinem Menschen mehr ähnlich war, endlich zog sich ein Geschwür am Kinn zusammen, wo ich grausamste Schmerzen hatte, meine Ärzte wollten das äußerliche Aufbrechen verhüten, weil es sich nicht zerteilen ließe, ich mußte mir also drei Zähn[e] ausziehen lassen, um Luft zu machen, dem ungeachtet bekam ich auch äußerlich eine Wunde. Nun marterte mich der Gedanke, meinen l[ieben] Mann nicht mehr zu sehen, ärger als Schmerzen und Tod, nun ist aber gottlob mein Körper wieder ziemlich hergestellt, aber das

Herz ist tief verwund[e]t, oft liegt die schwerste Melancholie auf mir. Ach, ich bin zum Leiden gemacht und mein Schmerz ist immer vor mir. Doch genug hievon, meine Kinder sein noch immer das einzige, was mir mein Leben erträglich macht, beide fahren fort, uns Ehre und Vergnügen zu machen ...“

Helene erwägt, Goethe, von dem sie weiß, daß er nach Stuttgart kommen wird, einzuschalten; es wird nichts daraus. Mit Millers Hilfe wird der große Klopstock, den Schubart so glühend verehrte, um Hilfe für den Gefangenen angegangen. Am 4. Dezember 1780 ist Helene wieder zur Audienz beim Herzog. Wieder gibt es nur Versprechungen, die dann nicht gehalten werden. Ende 1780 erhält Schubart endlich die Erlaubnis, an Helene zu schreiben, er darf auch Besuche empfangen, nicht aber Frau und Kinder. Schubarts Briefe vom Asperg enthalten Bitten um Literatur, aber auch immer drängende Forderungen, etwas für seine Freilassung zu unternehmen. Helene ist erneut beim Herzog, wird erneut getäuscht. Auf ihre Bitte, den Gatten endlich besuchen zu dürfen, sagt Karl Eugen: „Das hat Sie nicht mehr nötig, denn der Arrest Ihres Mannes ist zu Ende.“ Nichts davon stimmt. Erst 1787 wird Schubart entlassen, und erst acht Jahre nach seiner Verhaftung ist ihr erlaubt worden, den Mann zu besuchen. In einem Brief berichtet sie:¹⁷

„Auf einmal ging die Türe auf und der Herr General und mein Mann traten herein. Mein Mann schien voller Starkmut; aber wie er uns erblickte, war er ganz Empfindung. Er, ich und meine Kinder drängten uns zusammen und erstickten fast vor Liebe unsern Schmerz; unsere Tränen floßen zusammen wie ein Bach. So standen wir lange, ohne ein Wort zu sprechen; es läßt sich nicht nachempfinden, viel weniger beschreiben, was wir da empfunden haben. Mein Mann erholte sich zuerst und hielt eine rührende Rede, lobte und dankte dem Allmächtigen und unserm gnädigen Fürsten – dann setzten wir uns und lobten alle Gott.

Wir hatten die Erlaubnis, etliche Tage zu bleiben und waren sechs Tage lang himmlisch vergnügt zusammen. Zwar flossen täglich unsere Tränen, aber es waren ganz andere Tränen, als wir bisher geweint haben.“

Am 11. Mai 1787 wird Schubart freigelassen, einen Monat später schreibt er an den Sohn Ludwig: „Geweint hab ich wie ein kleines Kind; deine holde Mutter saß neben mir, stumm und anbetend aufschauend, wie das Monument der Dankbarkeit.“¹⁸

Gleichwohl hat Helene Sorgen: Julchens Interesse für das Theater gefällt ihr gar nicht. Ludwig aber ist versorgt: Er tritt in preußische Dienste. Schließlich wird Julchen verheiratet mit dem Hofmusikus Kaufmann; wenigstens kein Tänzer oder Komödiant, wie es zuerst ausgesehen hatte.

Finanziell geht's den Schubarts gut. Er, als Theaterdirektor und Schreiber seiner Deutschen Chronik, die jetzt die „Vaterländische“ heißt, könnte ein zufriedenes Leben führen. Aber der alte Schwung ist hin. Selbstkritisch-ironisch schreibt er über sich und Helene an den Sohn in Berlin:¹⁹

„Sie kränkelt, betet, singt, gebeut der Magd, fördert ihren bauchigten Mann ins Bett,

trocknet ihn säuberlich ab, phantasiert sich zu ihrem Ludwig und läßt eine Masche fallen, wenn ihr der launische Wolf sagt, sie sei gesund.“

Ein rechtes Loblied auf die Hausmutter singt Schubart in einem dreizehnstrophigen Gedicht. Ein paar Zeilen daraus:²⁰

„Wie rüstig ist sie spät und früh!
In goldner Morgenstunde
Weckt sie mich mit der Melodie:
’Aus meines Herzens Grunde’.

Sie sorgt für mein gesundes Mahl,
Und reicht mir, will ich trinken,
Mit Lächeln selber den Pokal,
Drin goldne Tropfen blinken.

Im Bibelbuch liest sie so gern;
Bei jeder schönen Stelle
Wird meines Weibchens Augensterne
Von frommen Zähnen helle.

Drum steigt mein Dank zum Himmel hin,
Daß Tränen mir entbeben,
Weil Gott zur Lebensführerin
Mir solch ein Weib gegeben.

Als Mutter erst – da solltet ihr
Dies Herzensweiblein kennen!
Schwör’ euch, ihr würdet sie mit mir
Der Mütter Muster nennen.

Mit ihr laß mich durchs Erdental,
Du Gott der Liebe, wallen!
Mit ihr in deines Thrones Strahl
Einst dankend niederfallen!

Wie lehrt die treue Mutter nicht
Den Töchtern und den Söhnen,
Zur Fertigkeit in jeder Pflicht
Sich zeitig zu gewöhnen!

Du ließeest uns der Häuslichkeit
So süßes Glück genießen!
O sei dafür in Ewigkeit,
Allmächtiger, gepriesen!“

Wie wird die Arbeit mir so leicht!
Es streichelt mich die Liebe,
Sieht sie oft meine Stirne feucht
Und meine Augen trübe.

Das plätschert doch ziemlich locker dahin, fast hat man den Eindruck, der ironische Pegasus gehe da dem Christian ein bißchen durch.

Und pures Glück durfte auch Helene im Kreise der Familie nicht genießen: Sie wird erneut krank, dann stirbt der Vater in Geislingen, und zu alledem kommen zunehmende Sorgen um den Zustand des Mannes. Im August 1790 schreibt sie an den Sohn Ludwig:²¹

„Dein Vater ist jetzt so untätig, daß es ihm oft schwer fällt, seinen Namen zu unterzeichnen. Aus diesem entstehen tausend Fehler, da sein lebhafter Geist doch beschäftigt sein will. Zwar liefert er seine ’Chronik’, um leben zu können, und dies kostet ihm wöchentlich zwei halbe Tage. Dies ist aber auch alles, was er tut; denn sein Amt hat er

ganz abgeschüttelt. Unter Zwang und Drang macht er noch die Prologe auf die Durchlauchtigen Namens- und Geburtstage, sonst kommt er das ganze Jahr nicht ins Opernhaus. Er beantwortet oft die wichtigsten Briefe nicht, was ihm sehr nachteilig ist; auch verspricht er bald diesem, bald jenem viel und hält nichts; entweder ist er hypochondrisch und bildet sich ein, er wäre krank, oder will er den großen Mann machen und Vergnügen haben, die geldfressend sind, oft dazu mit Leuten, die ihm nicht anstehen. Das meiste kommt leider von seiner Erziehung her und vom Asperg.“

War Helene früher besorgt, wenn er wegging, so tut sie nun alles, um ihm mehr Bewegung zu verschaffen, drängt ihn förmlich in Gesellschaft, den dick und bequem Gewordenen. Die Umstellung vom Gefängnisleben, auch was Essen und Trinken angeht, zum relativen Wohlleben in Freiheit gelingt ihm nicht mehr. Seine Gesundheit, ruiniert schon vom Asperg her, verfällt immer mehr. Helene ist bis zum Frühjahr 1790 krank, erholt sich wieder und wird im darauffolgenden Winter wieder krank. Am 16. Februar 1791 schreibt ein erleichterter Schubart an den Sohn: „Da findest du gottlob! deine Mutter erstanden aus dem schaurigen Grabe von drei Fiebern ...“. Im Herbst befällt Schubart selbst ein Schleimfieber, von dem er sich zunächst erholt. Dann erleidet er einen Rückfall, rasch ruft man noch den Sohn ans Krankenbett, am 10. Oktober 1791 stirbt der Vater, 52 1/2 Jahre alt. Zwei Tage später wird er beigesetzt auf dem Stuttgarter Hoppenlaufriedhof. Sein Grab ist verschollen.

Am 4. März 1792 schreibt Helene rückblickend an den Freund Miller nach Ulm:²² „Noch immer blutet mein Herz. Ach, lieber Freund, härter gibt es nichts hienieden, als ein solches Band zerrissen zu sehen. Sie wissen, was ich mit meinem lieben seligen Mann durchgemacht habe, und nun wollte ich gern alles vergessen, da ich sagen konnte, ich habe meinen verlorenen Groschen wieder gefunden; denn wir lebten für dies Leben wirklich glücklich und vergnügt; aber wie kurz! Kaum konnte ich mich freuen, so entriß ihn mir der Tod in den besten Jahren seines Lebens. Sie haben freilich recht, mein Lieber, da Sie sagen, ihm ist nun wohl! Ja, ewig wohl, des ich ganz überzeugt bin; denn seine Krankheit war eine wahre Christenschule, voll Geduld und Vertrauen auf Gott. Sein letzter Seufzer war: 'Ja, ich komme, Herr Jesu, ich komme!' Und so schlief er sanft und selig ein. Aber ich elender Wurm muß nun kämpfen, daß ich fast vergehe; denn die Folgen einer solchen Trennung sind schrecklich, besonders wenn man so mit einem siechen Körper zu kämpfen hat wie ich; denn seit dem Tode meines seligen Freundes hatte ich noch keine gesunde Stunde; doch scheint es seit wenigen Tagen etwas besser zu werden. Herr, dein Wille gescheh' auch an mir! Das ist mein täglicher Seufzer. Soll ich länger leben, so bitte ich nur um Gesundheit, weil der Tod weit besser ist als ein sieches Leben. Wenn mir mein seliger Freund nichts zurückgelassen hätte, als seine Standhaftigkeit im Christentum und so manche gute Lehre, die ihm Gott lohne, so hätte ich Ursache genug, ihm zu danken. Und seine Liebe! Ach, diese war ohne Grenzen! Er sagte mir auch noch: 'Liebe stirbt nicht, das bleibt Dir in Ewig-

keit.' Ihm will ich folgen und Gott stille halten, es gehe mir auch, wie es wolle. Habe ich doch zu meinem Troste meine zwei Kinder.“

28 Jahre überlebt Helene ihren Ehemann, einsam und in kümmerlichen Verhältnissen. Schubart hatte nichts hinterlassen. Zwar hat er in die Hanauer Witwenkasse so viel einbezahlt, daß Helene jährlich bis zu ihrem Tode 200 Gulden erhalten hätte, aber damit die Rente wirksam werden konnte, starb er „um etliche Wochen zu früh“. Helene bekam nichts. Schubart war überzeugt, der Herzog werde, als Wiedergutmachung, für sie sorgen, aber weder Karl Eugen noch sein Nachfolger tun dies. Ludwig führt die „Chronik“ weiter, eine spärliche Einnahmequelle nur, nach weiteren zwei Jahren wird das Erscheinen eingestellt. 1806 stirbt Ludwig, unverheiratet, Julchen ist schon 1801 gestorben. Nun ist Helene fast allein. 1810 zieht sie nach Tübingen, das Leben in Stuttgart ist zu teuer geworden, mit ihrer einzig überlebenden Enkeltochter wohnt sie bei einer Frau Consulent Kloz in einem fremden Haus. Die Enkeltochter heiratet 1817 einen Professor Kern und folgt ihm ans Seminar Blaubeuren. Helene zieht wieder nach Stuttgart, wo sie gänzlich vereinsamt noch zwei Jahre lebt. Im sogenannten Pflegehaus, einem Hospital für kranke Hofdiener, stirbt sie 76jährig am 25. Januar 1819.

David Friedrich Strauß, der erste ernstzunehmende Biograph Schubarts, sagt über Helene: „In der Galerie deutscher Dichtergattinnen gebührt unserer Schubartin ein Ehrenplatz.“²³ Für den Sohn Ludwig²⁴ war es die Mutter, die „allmählich lernte, den schweren, wildfreien Charakter ihres Mannes so ganz zu kennen und zu zähmen, daß sie alles aus ihm herausbringen, immer den rechten Zeitpunkt zu treffen und ihn unvermerkt an Zielpunkte zu führen wußte, die ihn selbst überraschten und ihm eine Lobrede ihres so oft verschmähten Verstandes abnötigten.“ Auch wenn hier die beschönigende Darstellung des dankbaren Sohnes überwiegen mag, selbst wenn es ihr nur zum Teil gelungen ist, dem wilden Dichter fester Rückhalt und Ruhepunkt zu sein, hätte sie den Platz verdient, den ihr Strauß einräumt. Eine tapfere Frau muß sie gewesen sein, die Schubartin, und eine leidende, physisch und psychisch, allemal. Entsprechend gerät auch die einzige zusammenfassende Darstellung ihres Lebens bei Glöckler, 1865 in Stuttgart erschienen, zum rührseligen Melodram:²⁵

„Groß und bewundernswürdig steht sie vor uns, die leidende, entsagende, pflichttreue, liebende Helena. Wir beugen uns vor ihr aufs neue voll Verehrung und Rührung; wir beugen uns vor der Reinheit und Tiefe, vor der Aufopferungsfreudigkeit und Erhabenheit dieser weiblichen Natur! Spielend, als ob es nicht anders sein könnte, verrichtet sie die schwersten Pflichten. Mit der Glut der reinsten Liebe umfaßt sie die Seelen, die ihr angehören! Mit scharfem Blick ordnet sie alles zum besten! Alles Ungemach, und wäre es auch noch so schwer, vergißt sie, wenn nur einmal der Stern der Freude ihr scheint. Und ihren einzigen Anker hat sie in Gott. Im reinsten Glanze strahlt ihre ungeheuchelte Frömmigkeit. Ein edles, liebewarmes Herz wahrt sie sich bis zu ihrem letzten Hauche. Fürwahr, ein Weib, das eine herrliche Perle bildet in dem

reichen Kranze schöner weiblicher Seelen! Ehre sei ihrem Andenken, Friede und Seligkeit ihrem Geiste!“

Wie war sie wirklich? Am besten ist sie zu erfassen, wenn man ihre Briefe, ihre persönlichen Äußerungen, heranzieht, besonders jene an den Mann und an Miller aus der Zeit, während Schubart auf dem Asperg saß. Gewiß, ihr Briefstil ist sprunghaft, sie schreibt, wie's ihr gerade einfällt, verrät aber gerade dadurch viel von ihrem Wesen. Die Rechtschreibung ist geradezu chaotisch, auch ihre literarische Bildung bescheiden, wie die naiven Anmerkungen zu einem neuen Roman von Miller etwa belegen. Aber die einfache Frau beweist Geschick und Mut. Solange der Mann auf dem Asperg gefangengehalten wird, läßt sie mit Nachdruck, aber auch mit taktischer Klugheit, ja mit Schläue und Raffinesse, keine Gelegenheit aus, um seine Freilassung zu kämpfen. Und wie er dann, während der letzten zwei Jahre seiner Gefangenschaft, veröffentlichten darf, da erweist sie sich als umsichtige Geschäftsfrau, die für den Absatz der Druckwerke sorgt, Restauflagen an den Mann bringt, ausstehende Rechnungsbeträge einfordert.²⁶ Andererseits jedoch ist sie ihrer Grenzen bewußt, wenn sie etwa an Miller schreibt: „Mein Weiberverstand ist natürlich [hier] zu kurz, Anschläge vorzulegen, nur denke ich, daß die Sache [nämlich die Bitte um Hilfe an den Kaiser in Wien durch die Vermittlung des Dichters Klopstock] nicht klagbar oder gewaltsam anzugreifen ist, sondern durch List und Gefälligkeit ...“²⁷ Für die Erziehung und gute Ausbildung der Kinder, die ja nahezu ohne Vater aufwuchsen (Ludwig war sechs, als die Ludwigsburger Katastrophen begannen, Julie zwei Jahre alt!), sorgte Helene bis zur Selbstaufgabe. Grund zur Eifersucht gab ihr Schubart genügend – und sie war's denn auch! Auch dafür gibt's Handfestes in ihren Briefen.²⁸

Auch wenn sie, wie erwähnt, literarisch wenig gebildet war, ein Verdienst kommt ihr auch auf diesem Gebiet zu: Gegen den Willen ihres Mannes hat sie dessen Briefe aus dem Gefängnis nicht verbrannt. So haben wir vom fünften Jahr seiner Gefangenschaft an unmittelbare Zeugnisse der tyrannischen Willkür, der Schubart ausgesetzt war. Indirekt hat Helene so dem Opfer Schubart eine Art literarisches Denkmal gesetzt. Wieviel Größe schließlich gehört dazu, nach allem, was ihr vom Ehemann zugemutet wurde, zu sagen:²⁹ „Ob ich gleich mit meinem Mann schon vieles ausgestanden habe, so bin ich doch stolz darauf, daß Schubart mein Mann ist. Sie können nicht glauben, wieviele edle und erhabene Personen sich zu ihm drängen und ihn hochschätzen. Diese Teilnahme so vieler edlen Herzen ist denn doch auch etwas wert“, schreibt sie an den Schwager Böckh. Da spürt man: Hier ist eine Herausgetreten aus der dumpfen Enge des kleinen Städtchens, hinaus über den Dunstkreis der fünf Täler. Das macht sie stolz, bei allem, was sie dafür an Leid tragen mußte.

Literatur:

- Schubart, Christian Friedrich Daniel: *Leben und Gesinnungen*, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, Reprint der Ausgabe Stuttgart 1791 und 1793, Leipzig 1980; zit.: *Leben I*, *Leben II*.
Schubart, Christian Friedrich Daniel: *Leben in seinen Briefen*, gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von David Friedrich Strauß, Berlin 1849; Reprint Königstein/Ts. 1979; zit.: *Str.I/Str.II*.
Nägele, Eugen: *Aus Schubarts Leben und Wirken, mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schulkdiktate*, 1888, Neue Ausgabe mit Anhang II, Tübingen 1921; zit.: *Nägele*.
Glöckler, J.P.: *Schwäbische Frauen. Lebensbilder aus den letzten Jahrhunderten*, Stuttgart 1865; zit.: *Glöckler*.

Anmerkungen:

Die Zitate aus den Briefen sind wegen der besseren Lesbarkeit in der heute gültigen Rechtschreibung abgedruckt.

- 1 Nägele, S. 26.
- 2 Nach Nägele, S. 25 f.
- 3 *Leben I*, S. 103 f.
- 4 *Leben I*, S. 105.
- 5 *Str.I*, S. 153 f.
- 6 Nägele, S. 37 f.
- 7 *Str.I*, S. 82.
- 8 *Str.I*, S. 69 f.
- 9 *Str.I*, S. 226 f.
- 10 *Str.I*, S. 269 f.
- 11 *Str.I*, S. 272 ff.
- 12 *Str.I*, S. 276 ff.
- 13 *Str.I*, S. 282 f.
- 14 *Str.I*, S. 284 f.
- 15 *Leben II*, S. 70 f.
- 16 *Str.I*, S. 435 f.
- 17 *Str.II*, S. 197 f.
- 18 *Str.II*, S. 338.
- 19 *Str.II*, S. 392 f.
- 20 Glöckler, S. 345 ff.
- 21 *Str.II*, S. 414.
- 22 *Str.II*, S. 436 f.
- 23 *Str.I*, S. 355.
- 24 Nach Nägele, S. 28.
- 25 Glöckler, S. 353 f.
- 26 Vgl. *Str.II*, S. 247 ff., *Str.II*, S. 251 ff. und *Str.II*, S. 354 ff.
- 27 *Str.II*, S. 40.
- 28 Vgl. z.B. *Str.II*, S. 68.
- 29 *Str.II*, S. 198.

Dieser Textbeitrag durfte mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, Herrn Dr. Günther Currle, Geislingen/Steige, und des Schriftleiters, Herrn Kreisarchivar Walter Ziegler, Göppingen, aus Band 2 der Reihe „Hohenstaufen/Helfenstein“, *Historisches Jahrbuch für den Kreis Göppingen*, erschienen 1992, abgedruckt werden. Dafür sei sehr herzlich gedankt.